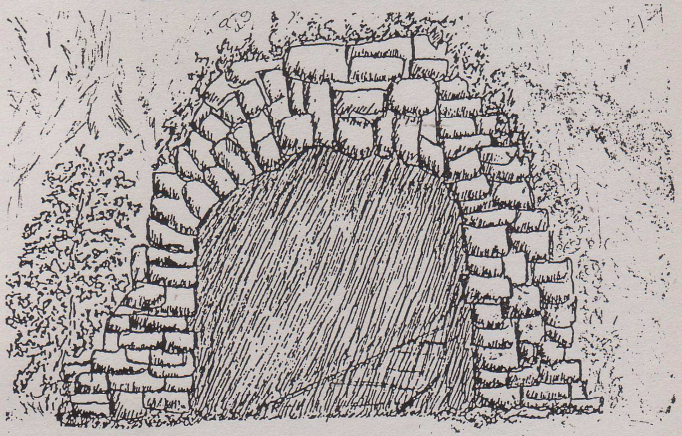
DER RETTENDE

TUNNEL

IM SIEBENGEBIRGE



Heinz Klein

DER RETTENDE

TUNNEL

Zusammenfassung der letzten
Kriegstage im Siebengebirge
und die entsagungsvolle Zeit
der Nachkriegsjahre
aus eigenem Erleben

Heinz Klein

Inhaltsverzeichnis

Der Krieg vor 60 Jahren	5
Der Krieg kommt näher	8
Das Leben im Tunnel	10
Die Lage des Geschehens	13
Der Morgen des 18. März	16
Heimkehr aus dem Tunnel	19
Die “Hodges Bridge“	21
Die erste Telefonverbindung	24
Der Krieg ist zu Ende	24
Hamstern und Kompensieren	29
Kriegsopfer	35

Text und Vervielfältigung nur mit Genehmigung von Heinz Klein

Vorwort.

In den Märztagen des Jahres 2005 jährt es sich zum 60. Male, dass der Krieg über das Siebengebirge und unsere Heimatorte hinwegrollte. So manch einer wird sich an diese Wochen und Tage erinnern, die die Menschen zum Schutz gegen Bomben und Granaten in den Steinbruchtunnels des Limperichsbergs verbrachten, die einst von den Großvätern und Vätern in mühevoller Arbeit in den Berg getrieben wurden. Es herrschten heute nicht mehr vorstellbare chaotische Verhältnisse. Diese milderten sich auch nicht mit der Einnahme durch die amerikanischen Truppen. Im Gegenteil, es sollte den Menschen noch eine lange Zeit voller Sorgen und Entbehrungen bevorstehen.

Diese Ereignisse der letzten Kriegstage sollen im wesentlichen für die nachfolgende Generation aufgezeichnet sein, die erkennen möge, wieviele Jahre Krieg und die damit verbundenen vielen Sorgen, Nöte und am schlimmsten die Verluste liebster Angehörigen die Menschen in dieser erbarmungslosen Zeit über sich ergehen lassen mußten.

Gleichermaßen für alle war am Ende der Neubeginn aus dem Nichts heraus unsagbar schwer. Wenn aber dennoch die derzeitigen Werte geschaffen wurden, die zu dem heute so selbstverständlichen Wohlstand geführt haben, so ist dieses der nie erschlaffenden Tatkraft und dem nie versiegenden Optimismus zu verdanken.

So sollten wir mehr denn je dankbar sein, dass wir nun schon 60 Jahre ohne Säbelrasseln und Gewehrsalven, ohne Granat- und Bombenhagel leben dürfen, eine lange Phase in Frieden, die es in unserem Lande und in der Vorgeschichte Deutschlands noch nie gegeben hat.

Der Krieg war vor 60 Jahren.

Das neue Jahr 1945 hatte bereits begonnen. Fast alle Menschen waren sich bewusst, dass es das Jahr der endgültigen Entscheidung sein würde. Nach 5 1/2 Jahren hatten die Menschen vom Krieg mehr als genug. Neben den materiellen Verlusten waren die der kriegstoten Angehörigen weitaus schwerwiegender, denn sie waren nie mehr zu ersetzen.

Noch am 24. Februar hatte Hitler in seiner Rede lauthals posaunt: "Vor 25 Jahren verkündete ich den Sieg der Bewegung: Heute prophezeie ich - wie immer durchdrungen vom Glauben an unser Volk - am Ende den Sieg des Deutschen Reiches".

Aber seit der Ardennenoffensive verloren die deutschen Truppen im Westen mehr und mehr an Boden. Es kam zu schweren Gefechten und härtesten Schlachten, besonders im Aachener Raum und in der Eifel. Hier war es besonders der Hürtgenwald, der in eine Kraterlandschaft verwandelt wurde. Der für unüberwindbar gehaltene Westwall hatte der modernen Technik der Kriegsmaschinerie nicht standhalten können. Der Vormarsch der Alliierten in Richtung Rhein nahm seinen unaufhörlichen Verlauf, der letztlich mit dem Aufgebot von Volkssturm und Hitlerjungen auch nicht mehr aufzuhalten war.

Unendliche Kolonnen flüchtender Menschen zogen von den Frontgebieten über den Rhein gen Osten, mit der letzten zusammengerafften Habe, die sie in Kartons, Kisten oder Bündel auf den von Pferden gezogenen Wagen oder Handwagen verpackt hatten, und auf denen

man auch die Kleinkinder und gebrechlichen alten Leute transportierte. Hinter den Pferdewagen, auf denen sich teilweise rohgezimmerte Verschläge befanden, die noch vor der im Februar und März vorherrschende Kälte schützen sollten, hatte man an Stricken Kühe und Rinder angebunden. Das Kleinvieh hatte man dem Schicksal überlassen müssen.

Alte und nicht mehr kriegsfähige Männer führten die Trecks an. Ihnen wie auch allen Frauen und Kindern sah man die Strapazen und Ängste an. Mit wundgelaufenen und schmerzhaften Füßen ging man einem ungewissen Schicksal entgegen, aber in der Hoffnung, bald ein Ziel und ein Obdach zu finden.

Die Alliierten hatten sich, Ort für Ort erobernd, bis an die Peripherie der linksrheinischen Großstädte vorgearbeitet. Zu dieser Zeit tönte der Nazi-Gauleiter Grohe von Köln in einem Aufruf noch; "Alle wehr-, arbeitsfähigen und Volkssturmleute werden mit der Waffe in der Hand oder mit dem Spaten für die kämpfenden Truppen dienstbereit sein,.....und wer sich widersetzt oder seiner Pflicht entzieht, wird eines schändlichen Todes sterben".

Während aber die Amerikaner in Köln einmarschierten, setzten sich Grohe und seine Genossen mit einem im Rhein bereitliegenden Motorboot ab, wahrscheinlich ohne Spaten in der Hand, mit dem er den Bewohnern zumuten wollte, sich gegen eine hochtechnisierte Truppe zu verteidigen.

Am 9. März zogen die alliierten Truppen in Bonn ein, nachdem noch zuvor die Rheinbrücke von der deutschen

Nachhut gesprengt worden war. So schloss sich nach und nach die Front zwischen der Ahrmündung und Köln. In Remagen standen die amerikanischen Truppen am 7. März bereit und erwarteten die Sprengung der "Ludendorff" - Brücke. Doch die vorbereitete Sprengung misslang, wie auch ein zweiter Versuch von einem Major, der diesen mit einigen Soldaten unternahm. Es erfolgte zwar eine Detonation, die wohl Schaden anrichtete, aber die Brücke nicht zum Einsturz brachte. Durch das Mißlingen auf der einen Seite und dem glücklichen Zufall für die andere Seite fanden die Amerikaner den günstigsten Zeitpunkt für gekommen, die Brücke zu stürmen und in Besitz zu nehmen. (Wegen Misslingens der Sprengung wurden der Major und vier weitere deutsche Offiziere auf Befehl Hitlers im Wester-wald durch ein SS Standgericht erschossen).

Schwere Panzer rollten zuerst an und hinter diesen schob man eine Unmenge an Menschen und Kriegsmaterial nach, die es ermöglichten, sich auf der anderen Rheinseite in Erpel festzusetzen. Deutsche Gegenangriffe, bei denen auch einige Stukas (Sturzkampfbomber) eingesetzt wurden, konnten keine Entlastung bringen, geschweige den sich in Richtung Bad Honnef in das Siebengebirge und Linz / Richtung Westerwald ausdehnenden Brückenkopf beeinträchtigen. Allerdings wurde die Brücke bei diesem Gefecht von Granaten und Bomben getroffen, die mit dazu beitrugen, daß sie nach der enormen Belastung bei der Überquerung mit Schwerstwaffen am 17. März doch noch zusammenbrach. Aber das sollte den Nachschub nicht behindern, denn eine in der Zwischenzeit errichtete Pontonbrücke sicherte den weiteren Nachschub.

Der Krieg kommt näher.

Luftangriffe durch Jagdbomber von Westen her ließen nichts Gutes ahnen. Oder doch?.....das sich nahende Kriegsende in unserer Region. Niemand mehr wagte an ein gutes Ende zu denken. Selbst die größten Optimisten unter den unverbesserlichen Nazianhängern, die bis zuletzt die Durchhalteparolen zur Gegenoffensive lauthals propagierten, warteten vergebens auf die Wunderwaffe, die den Endsieg herbeiführen sollte. Alle sehnten das Ende des nunmehr schon 5 1/2 Jahre andauernden Krieges herbei und wohl auch sehr viele den Niedergang des unheilbringenden "Tausendjährigen Reiches". Wenn auch manche bange Frage offenblieb, so war doch das Ende mit Schrecken dem Schrecken ohne Ende vorzuziehen. Schließlich wusste man von dem Geschehen in Remagen und harrte nun in banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Aus dem fast schon zur Gewohnheit gewordenen Kanonendonner entwickelte sich beim Näherkommen der Amerikaner Artelleriebeschuss, der sich mehr und mehr verstärkte und sich bald gezielt auf den Raum Heisterbacherrott - Thomasberg – Oberpleis und das östliche Umland von Oberpleis konzentrierte. Heulende und pfeifende Granaten schlugen hier oder dort mit ohrenbetäubender Detonation ein, verursachten beträchtliche Schäden und zerfetzten die letzten bis dahin heilgebliebenen Strom- und Telefonleitungen. Von deutscher Seite erfolgte keine massive Gegenwehr, die man allerdings auch nicht vermisste. Denn durch verstärkte Kampfhandlungen hätte sich das gefahrvolle Leben der vielen Menschen, darunter viele alte und gebrechliche Personen in den Tunneln, unter Umständen

um ungewisse Zeit verlängert. In allen Orten des Siebengebirges suchte man größtmöglichen Schutz. Besondere Sicherheit boten die Backofenkaulen und Tunnels des Siebengebirges, weshalb die Menschen dort ein Notlager einrichteten. In Königswinter waren es die ehemaligen Backofenkaulen an der Auffahrt zum Petersberg, die kurzfristig von den wehrwirtschaftlichen Betrieben Ärostahl und Klöckner vor dem anrückenden Feind verlassen worden waren.

Am 15. / 16. März hatten die Amerikaner die Höhen um die Löwenburg, den Lohrberg, die Rosenau und den Stenzelberg unter großen Verlusten hart erkämpft. Der Ölberg wechselte noch am 17. März nach harten Kämpfen zweimal den Besetzer. So hatten die Feindtruppen von ihren eroberten Stellungen aus beste Sicht über das Land und vermochten das permanente Artilleriefeuer gezielt auf strategisch wichtige Punkte in der östlichen Umgebung zu lenken. Dadurch gab es in Oberpleis besonders schwerwiegende Schäden und Verluste unter der Bevölkerung. In den letzten Tagen verloren noch über 90 Bürger, wie auch ebenso viele Soldaten ihr Leben.

Leider fehlte im Raum Oberpleis der optimale Schutz, wie die Backofenkaulen in Königswinter am Aufgang des Petersbergs wie auch am Scharfenberg. Zum großen Glück befanden sich die Steinbruchtunnel am "Limperichsberg" sozusagen vor der Haustür, in denen fast die gesamte Bevölkerung der beiden Dorfgemeinden Heisterbacherrott und Thomasberg, wie auch manche Ortsfremde optimalen Schutz fanden. Dorthin also flüch-tete man unter Mitnahme des Allernotwendigsten vor allem mit dem spärlich vorhandenen Lebensmittelvorrat.

Spätesten beim Näherkommen der feindlichen Truppen wurde es für die letzten noch in den beiden Dörfern Verbliebenen höchste Zeit, sich in Sicherheit zu bringen, denn die hauseigenen Keller boten zumeist nur sehr mäßigen Schutz, weil sie zum Teil über die Erdoberfläche hinausragten. Viele Häuser waren nicht einmal unterkellert. Einige wenige Bewohner hatten sich außerorts am Waldrand in einer schützenden Böschung einen kleinen Behelfsbunker gebaut und trotz der Gefahren und Risiken verblieben Einzelne noch in ihrem Keller.

Pfarrer Schürgers aus Heisterbacherrott suchte ebenfalls wie die Vielzahl der Menschen Schutz im Tunnel; sogar unter Mitnahme des Allerheiligsten, damit er, wenn auch unter erschwerten Umständen, das hl. Meßopfer zelebrieren konnte, wobei mancher in seiner Not wieder zum Gebet zurückfand.

Alt und Jung hatten Haus und Hof verlassen, selbst Kranke und Sieche mussten in der ohnehin schwierigen Situation ihr Krankenlager in den Tunnel verlegen. Nur ganz wenige Mutige verblieben doch noch zu Hause, sofern sie sich mit dem Schutz in ihrem eigenen Keller halbwegs sicher wussten.

Das Leben im Tunnel.

Im Limperichberg gab es gleichermaßen zwei Haupttunnel und einen Seitentunnel, die in die verschiedenen Steinbrüche führten. Allesamt waren mit improvisierten Nachtlagern aus alten Bettgestellen, mit Stühlen, Liegen und Sesseln ausgefüllt, die an erdfeuchten Wänden aufgestellt waren und nur noch einen schmalen Gang

freiließen. Vereinzelt tropfte hier und dort durchsickerndes Grundwasser durch die Tunneldecke, was man notgedrungen hinnehmen musste.

Es gab keinen Strom und kaum eine Möglichkeit, ein karges Mahl zuzubereiten, geschweige denn eine Toilette für die Vielen, unter denen sich natürlich bettlägerige Kranke und Sieche befanden. Es war ein Bild des schreienden Elends, das man vor Augen hatte.

Im nahen Ein-und Ausgangsbereich hatte man primitive Kochstellen improvisiert, um bei gelegentlichen Feuerpausen ein karges Mahl herzurichten und gegebenenfalls bei einsetzendem Beschuss schleunigst wieder in den Tunnel zu flüchten. Wasser beschaffte man sich aus den naheliegenden Häusern, deren intakte Leitung noch das köstliche Nass hergab. Geisterhaftes Licht von Kerzenstummeln und von irgendwoher wieder herausgekramten Ölfunzeln oder Petroleumlampen erhellten nur spärlich die nächste Umgebung und nur gerade soviel, dass man nicht über die teils noch im Boden liegenden Gleisschwellen oder über den unebenen Boden stolperte.

Im Tunnel weinten die Kinder, die ob der schemenhaften Umgebung kaum zu beruhigen waren. Leidende stöhnten mehr oder weniger in ihrem Schmerz, den eine anwesende Ärztin nur schwer zu lindern vermochte. Vorausgesetzt die Artillerie machte eine Feuerpause, konnte man draußen für wenige Minuten frische Luft atmen oder aber im offenen Steinbruch seine Notdurft verrichten. Bei dieser Gelegenheit mussten leider wegen des urplötzlich einsetzenden Artilleriebeschusses einige Mitbürger ihr Leben lassen. In schmerzlicher Trauer und tiefem Mitgefühl mit den Angehörigen nahm man

Abschied von den Toten.

Das schier hoffnungslose Geschehen ließ die allgemeine Stimmung auf den Tiefstpunkt sinken. Wenn man auch selbst einigermaßen in Sicherheit war, so kreisten doch immer wieder die Gedanken um die Angehörigen, zu denen jeder Kontakt abgebrochen war, weil durch den Beschuss weder eine postalische noch telefonische Verbindung funktionierte. Einerseits waren es die großen Sorgen um die angehörigen Soldaten, die an irgendeiner Front gezwungen waren, dem anrückenden Feind zu widerstehen.

Andererseits waren es entweder Eltern, Geschwister oder erwachsene Kindern mit ihren Familien, denen die sorgenvollen Gedanken galten, und von denen man nicht wußte, wie sie das Inferno der letzten Kriegstage überstanden hatten, beziehungsweise überstehen würden. Allen standen diese bangen Fragen im Gesicht geschrieben. Wohl auch den hörigen Parteigenossen, die früher so oft und lauthals die Durchhalteparolen propagiert hatten und der Bevölkerung den großen Endsieg weismachen wollten. Nun aber waren sie kleinlaut und kleinmütig. Die sicherlich große Ungewissheit, was unter Umständen auf sie zukommen würde, machte sie sehr niedergeschlagen.

Schon alleine von der Versorgung her taten sich ungeheure Schwierigkeiten auf. Die Geschäfte waren geschlossen und nur die Bäcker, die unter eigener Lebensgefahr noch Brot backten, versorgten die Bevölkerung mit Brot. Es war auch kaum noch möglich, die so dringenden Mahlzeiten, insbesondere für Kranke und Kinder herzurichten. Manch Mutige versuchten, sofern

es der Beschuss zuließ, auf die Schnelle auf dem heimischen Herd ein karges Mahl zuzubereiten, um es in den Tunnel zu schaffen. Das geschah meistens in der Dämmerung und unter Lebensgefahr, mit "Hinlegen und auf Marsch Marsch!".

Alle Tunnelinsassen lebten in einem unsagbar depressiven Zustand und immer in der Sorge, was ihnen wohl noch bevorstehen sollte. Nur die Gewissheit, dass sie vor Bomben und Granaten sicher waren, wirkte etwas beruhigend. Und das verdankten sie ihren Großvätern und Vätern, die einst in schweißtreibender und mühe-voller Arbeit die Tunnel gebrochen hatten. Sie haben wohl nicht ahnen können, dass sie jemals zum Schutz für Leib und Leben ihrer Nachkommen so wertvoll sein würden.

Die Lage des Geschehens.

Das Geschehen der letzten Tage stellte sich nach eigenem Erleben so dar:

Der bereits geschilderte Übergang der Amerikaner über den Rhein bei Remagen und Erpel sollte wohl der Anfang vom Ende des Krieges in der hiesigen Region sein. Nämlich von dort aus erkämpften sich die alliierten Truppen die Stellungen im Siebengebirge, wobei es zu sehr erbitterten Gefechten kam. Vorbereitender Artilleriebeschuss schuf die Vorausetzung, dass die Berghöhen bald besetzt wurden, allerdings erst nach wechselseitiger Eroberung. Dabei waren die Löwenburg und der Ölberg, der noch am 17. März hart umkämpft wurde, die strategisch wichtigsten Punkte für die Amerikaner im Siebengebirge, denn von hier aus gab es die beste Orien-

tierungsmöglichkeit und Einsichtnahme über das nahe und ferne Land. Die Eroberung des Siebengebirges durch die amerikanischen Truppen forderte bei den unerbittlichen Kämpfen das Leben vieler Soldaten auf beiden Seiten.

Auf der Rosenau und auch auf dem Stenzelberg gab es wohl kaum heftige Kämpfe, denn die in diesem Bereich und unmittelbar beim Einkehrhaus im Schutz des Waldes stationierten Truppen hatten frühzeitig das Feld geräumt. Dabei hinterließen sie eine Reihe diverser Kraftfahrzeuge, die zwar fahrbereit waren, aber für deren Fortbewegung wahrscheinlich kein Treibstoff mehr zur Verfügung stand, und dazu eine Vielzahl an Ersatzteilen. Diese sollten später gelegentlich manchem zugute kommen. Heilgebliebene Lastkraftwagen dienten in späterer Zeit sogar der Gründung einiger Speditionen.

Die Amerikaner hatten sich ihrerseits auf den beiden Bergen eingebuddelt. Da die nun vor ihren Augen liegenden Orte nicht im entferntesten so begrünt waren wie in der heutigen Zeit, bot sich den Vorposten beste Beobachtungsmöglichkeiten über die Bewegung der wenigen versprengten deutschen Soldaten, denen wohl auch noch vereinzelte Gewehrsalven galten. Mit guten Ferngläsern waren auch sicherlich die Zivilisten auszumachen, die notgedrungen den Weg zum Dorf und zurück gingen. In den Ställen stand und lag das Vieh, das unter allen Umständen versorgt werden musste. Vor allen Dingen mussten die Kühe auch zweimal am Tag gemolken werden und sicher hat der eine oder andere im Tunnel von diesem Mitbringsel Milch profitiert. Es ist nicht bekannt, dass einer dieser Passanten durch Gewehrfeuer oder Granatsplitter verletzt wurde.

Der sich immer mehr verstärkende Artilleriebeschuss und auch die permanenten Angriffe der Jagdbomber erfolgten gezielt auf die durch das Siebengebirge verlaufende Autobahn und östlichen Rückzugsstraßen zum Siegtal und Westerwald hin, die von den zurückflutenden Truppenteilen stark frequentiert wurden. Erste Granaten krepierten auch in Oberpleis. Dem war sicherlich zuzuschreiben, dass sich der im Mathildenheim etablierte Generalstab der Heeresgruppe B unter General Modl am Nachmittag des 15. März schleunigst in östliche Richtung in Marsch setzte. Im Radio, das man wegen Stromausfall nicht mehr zu hören vermochte, wird es dann, wie schon lange gewohnt, lakonisch geheißen haben:

"Die Truppen setzten sich planmäßig ab".

Am Morgen des 17. März setzte permanentes Artilleriefeuer ein, das sich tagsüber verstärkte. Es war kaum mehr möglich, den Keller zu verlassen. Eine Anzahl Häuser und Nebengebäude wurden mehr oder weniger stark beschädigt. In Thomasberg waren die Schäden wesentlich größer. Es wurden durch den Beschuss nicht nur Wohnhäuser schwerstens beschädigt, sondern man hatte leider auch eine Reihe von Toten zu beklagen. Natürlich verendete manches Stück Groß – und Kleinvieh. Nun zogen sich auch die meisten noch im Dorf befindlichen deutschen Soldaten wegen der Unsinnigkeit des Widerstandes gegen eine Übermacht aus Heisterbacherrott zurück. Aber einige suchten in einem alten Rübenkeller Deckung, um sich im gegebenen Augenblick den Amerikanern zu ergeben.

Sie hinterließen noch eine Reihe gefallener Kameraden, die unbestattet in der Gegend lagen und denen man im

Nachhinein ein würdiges Grab neben den durch Kriegseinwirkung verstorbenen Zivilisten aus Heisterbacherrott und Thomasberg auf dem dortigen Friedhof schaufelte, wo sie ihre letzte Ruhe fanden. Andere wurden mit den vielen Gefallenen aus den Kämpfen um das Siebengebirge und dem Umland auf dem Heldenfriedhof in Ittenbach beigesetzt.

Am Morgen des 18. März 1945.

Die Amerikaner hatten scheinbar eine längere Feuerpause eingelegt, denn nur noch vereinzelte Gewehrschüsse waren zu hören. Es war unheimlich still und ruhig. "Vermutlich", so dachte man, "wird es die Ruhe vor dem Sturm sein". Dass dem so war, sollte sich sehr bald bestätigen.

Ein angestrengtes Horchen ließ Motorengeräusche wahrnehmen, die sich mit den Geräuschen anrollender Panzer vermischten. Ein zaghafter Blick aus dem Fenster gab die Gewissheit. Die Vermutung sollte sich als Tatsache erweisen. In einer Entfernung von etwa 1oo Metern rollte der erste schwere Panzer mit dem weißen Fünfzackstern in der ganzen Straßenbreite vor. Von einem amerikanischen Soldaten ansichtig geworden, bedeutete dieser durch Winken, den Kopf einzuziehen. So verschwand man schnellstens wieder im Keller, nicht ohne vorher noch rasch eine weiße Fahne gehisst zu haben. Mit sehr gemischten Gefühlen zwischen Hoffen und Bangen erwartete man die Amerikaner im Haus.

Ängstlich verließ man den Keller und als die Haustür aufflog, stand man plötzlich dem so genannten "Feind"

gegenüber. Nachdem die Amerikaner registriert hatten, dass scheinbar nur Zivilisten anwesend waren, durchsuchten sie dennoch das ganze Haus wegen eventuell versteckter Soldaten. Ergebnislos zogen sie ab, unter Mitnahme einiger Kerzen, aus dem bescheidenen Vorrat, was umso bedauerlicher war, weil sie die einzige Lichtquelle waren, und schließlich noch mit der wohl üblich gewordenen Herausforderung der "Wotsch" (watch) vom Arm weg, um sie den bereits requirierten Armbanduhren beizufügen. Sodann erfolgte noch die Anweisung, wieder im Keller zu verschwinden.

Nun aber kam ein erstes befreiendes Gefühl auf und der Gedanke, dass ab jetzt wohl die Fliegerangriffe und der Artelleriebeschuss ein Ende haben würden, ließ trotz einer verständlichen Skepsis eine gewisse Beruhigung aufkommen. Nachdem das Oberdorf eingenommen war, bezogen die Amerikaner am östlichen Dorfrand Stellung in Erdlöchern, um von hier aus den Angriff auf die "Strüch" vorzubereiten. Kanonaden von der noch zurückliegenden amerikanischen Artillerie konnten keine Angst mehr bewirken, denn die über das Dorf hinaus fliegende Granaten waren für die weiter östlichen Regionen bestimmt.

Schließlich befand man sich noch im amerikanischem Kampfgebiet und hatte unter Umständen noch mit Geschützfeuer oder aber Luftangriffen von deutscher Seite her zu rechnen. Aber die wenigen Einschläge am ersten Tag der Besetzung und der darauffolgenden Nacht störten wohl kaum mehr und ließen keine besorgniserregenden Gefühle aufkommen. Den Abend verbrachte man bei flackerndem Kerzenschein natürlich mit einem Rückblick auf das Tagesgeschehen. Es schlief sich ver-

hältnismäßig gut in dieser Nacht, denn ein großer Albtraum hatte ein Ende gefunden.

Am 19. März erfolgte nun der Angriff auf Bennert, dem ein Inferno von Geschützfeuer vorausging. Von einem Heisterbacherrotter Hausspeicher aus konnte beobachtet werden, wie das dem „ Stüß “ nächstliegende Haus der Geschwister Klein einen Volltreffer erhielt und in Brand aufging. Riesige Staub- und Rauchwolken ließen ahnen, dass sicher viele Häuser getroffen und schlimmstens beschädigt waren. Dass es auch Tote unter den Zivilisten gab, ahnte man noch nicht. Nachdem die Geschütze schwiegen, stürmten die Amerikaner unter Feuerschutz von Panzer vom Wald her kommend auf Bennert zu.

Aber erst am 20. März war dann die gesamte „Strüch“ besetzt. Inzwischen waren die amerikanischen Truppen mit schweren Geschützen, die gegen Osten gerichtet waren, in Stellung gegangen. Mitunter setzte heftiges und anhaltendes Dauerfeuer ein, das vermutlich einerseits auf die Rückzugsstraßen der deutschen Truppen gerichtet war und andererseits strategisch wichtige Punkte treffen sollte. Natürlich ließ die Kanonade einen immer wieder aufschrecken. Aber alsbald zog auch diese Truppe in weiter vorgerückte Stellungen in Richtung Osten ab. Man hatte den Eindruck, dass sich der Vormarsch nur langsam und mit aller Vorsicht vollzog. Des Sieges sicher, vermieden die Amarikaner damit Verluste an Menschen und Material. Andererseits erklärt es sich so, dass letzte Teile von Ittenbach, Oberpleis und die umliegenden Orte erst einige Tage später eingenommen wurden.

Mehrmals am Tage flogen große Verbände mit oftmals

mehreren hundert Bombenflugzeugen Richtung Osten über das Siebengebirge hinweg. Wenn auch keine Sirenen mehr heulend aufschreckten und man auch keine Angst mehr zu haben brauchte, so schaute man dennoch mit einer gewissen Skepsis nach oben und dachte an die Menschen, die diese verderbenbringende Bombenlast über sich ergehen lassen mussten. Wieviel Leid und Not mussten sie wohl noch ertragen, bis auch sie das schier unüberwindbare Chaos lebend überstehen würden.

Heimkehr aus dem Tunnel.

Nachdem auch der Tunnelbereich von den Truppen überrollt war, wagten sich die ersten mutigen Leute in banger Erwartung auf den Weg nach Hause und in das eigene Heim. Schließlich folgten nach geraumer Zeit auch die anderen, bis sich die Orte so langsam wieder füllten. Ausnahmslos waren alle Menschen froh und glücklich, dass sowohl das bis zur Unerträglichkeit gewordene Leben im Tunnel, als auch der Artilleriebeschuss und die Angriffe der Jagdbomber ein Ende hatten.

Man darf es als großes Glück bezeichnen, dass während der Kämpfe und des Artilleriebeschusses kein Bürger aus Heisterbacherrott zu Tode kam. Nur ein sechzehnjähriges Mädchen erlag noch am letzten Tag im Tunnel ihrem schweren Leiden. Tief betroffen waren aber alle, dass auch einige Thomasberger Mitbürger durch Beschuss im offenen Steinbruch ihr Leben verloren hatten.

Für viele Menschen, die aus dem Tunnel kamen, gab es auch herbe Enttäuschungen: Manche standen voller Ver-

zweiflung vor ihrem noch intakten Haus, zu dem ihnen aber der Zutritt verwehrt wurde, weil sich dort amerikanische Soldaten einquartiert hatten. An anderen Haustüren fand man ein kleines Schild auf dem "off limits" stand. Auch hier durfte man nicht ins Haus, selbst einfachen Soldaten war der Zutritt versagt, weil sich dort entweder Offiziere etabliert hatten, oder es einer anderen Funktion diente.

Nun aber erwies sich, wie in Notzeiten üblich, die so lobenswerte Hilfsbereitschaft der Nachbarn, die das Glück hatten, ihr Heim wieder beziehen zu dürfen. Trotz der eigenen Beengung, hervorgerufen durch die Aufnahme von Evakuierten und Ausgebombten aus Stadt- und Landbereichen an Rhein und Ruhr, rückte man eben noch näher zusammen, zumindest für die nächsten Tage. Weitere Enttäuschungen, die bis an Mutlosigkeit grenzten, gab es beim Anblick der teilweise sehr stark beschädigten Eigenheime. Viele mussten erst wieder wenigstens notdürftig hergerichtet werden, bevor sie in etwa bewohnbar waren.

Wieder andere standen vor der von den Amerikanern verwüsteten Wohnung und dem mutwillig zerstörten Inventar, besonders dort, wo man Naziuniformteile,- Embleme und Bilder vorgefunden hatte. Da ist so manchem vorerst der Mut vergangen. Mit viel Improvisation und gegenseitigem hilfreichen Beistand ging es an die Arbeit. Die Feinheiten überließ man einem späteren Zeitpunkt, denn fast ausnahmslos alle Materialien, wie Glas, Holz und andere notwendigen Baustoffe waren wegen der vielen Bombenschäden in der voraufgegangenen Zeit gar nicht mehr zu kaufen. So begnügte man sich mit allen möglichen Hilfsmitteln. Hauptsache

man war wieder im eigenen Heim. Man wagte zu hoffen, dass es in Zukunft nur besser werden könne. Aber es blieb leider auch nur bei der Hoffnung.

Die „Hodges Bridge".

In den ersten Tagen des Übergangs über den Rhein hatten die amerikanischen Pioniere zwischen Niederdollendorf und Godesberg eine Pontonbrücke errichtet, die "Hodges Bridge“ benannt, nach einem General der alliierten Weststreitkräfte. Sie diente zunächst fast ausschließlich dem Nachschub der vorrückenden Truppen in östlicher Richtung. Über die durch das Siebengebirge verlaufenden Straßen wälzten sich enorme Mengen an Soldaten und Kriegsmaterial und wohl jeder hat sich gefragt, wo das alles herkam. Nicht nur die Brücke diente dem Nachschub, sondern auch eine von den Amerikanern in rasantem Tempo errichtete "Pipeline" mit einem Durchmesser von etwa 15 Zentimetern. Sie war querfeldein überirdisch über das Land und durch die Siebengebirgsdörfer gezogen. Mit den durchfließenden Unmengen an Brennstoff wurden die vielen Panzer, Kübellaster und alle anderen Kriegsgeräte der nach Osten vorrückenden Truppen versorgt.

Immer und immer wieder zogen neue Truppen mit unüberschaubarem Kriegsmaterial gegen Osten. In umgekehrter Richtung transportierte man die deutschen Soldaten, die man auf dem Vormarsch gefangen genommen hatte, auch manchen, der in den Siebengebirgsorten beheimatet war und sich im Glücksfalle dem einen oder anderen Bekannten bemerkbar machen konnte, um damit ein Lebenszeichen für seine Angehörigen zu

geben. Auch viele Rücktransporte von ehemaligen polnischen und russischen Kriegsgefangenen, wie auch Zwangsdeportierten fuhren westwärts. Dort wurden sie in Lagern zusammengezogen, um sie bei ersten Gelegenheiten nach Möglichkeit in ihre Heimat und zu ihren Angehörigen zurückzuführen. Darüber sollte aber noch eine ganze Zeit vergehen, denn für Transporte in den Osten war noch keine Möglichkeit gegeben. Die ehemals französischen Gefangenen hatten dagegen bessere Aussichten auf ein baldiges Wiedersehen mit ihren Familien daheim. Sie waren so zuversichtlich, dass sie singend und grölend auf den Kübellastern standen, die sie gen Westen in Richtung Heimat transportierten.

Nicht nur die Pontonbrücke in Niederdollendorf diente dem Nachschub für die Truppen, sie wurde einerseits durch weitere Übergänge entlastet, andererseits brachte man auch leistungsfähige Militärfähren zum Einsatz, die später noch gute Dienste leisteten, bis zu dem Zeitpunkt, wo die zerstörten Brücken über den Rhein durch neue ersetzt werden konnten.

Nachdem zu späterer Zeit die Sperre der Durchgangsstraßen gelockert wurde und man im Besitz eines Passierscheins war, setzten sich so nach und nach die Flüchtlingstrecks in westlicher Richtung in Bewegung. Dieses mal in umgekehrter Richtung, wie sie noch Wochen zuvor, wie ausführlich geschildert, aus dem Kampfgebiet über den Rhein in östlicher Richtung geflohen waren. Sie alle waren in der leisen Hoffnung, Haus und Hof wieder beziehen zu können. Selbst eventuelle Schäden nahm man schon im Vorab in Kauf, und nur der Gedanke beherrschte sie; " bald wieder daheim" zu sein. Die Trecks, die immer größere Ausmaße an-

nahmen, bewegten sich nur langsam, von der Frühe bis zur Sperrzeit in die späten Abendstunden hinein.

Man übernachtete auf den Planwagen und, wenn es sein musste, sogar im Freien, wenn man nicht doch in einer Scheune oder gar in einem am Wege liegenden Haus ein bescheidenes Nachtlager fand. In Niederdollendorf gab es zuerst einmal lange Wartezeiten, denn nur wenn die Brücke frei von Truppen war, gab man sie für die Zivilisten frei. Doch die mussten erst einmal zur Registrierung und zur Entlausung, ehe sie eine Genehmigung zum Passieren der Brücke erhielten. Während der Kriegszeit hatte man sich an so vieles Warten gewöhnen müssen, so dass sich hier in Geduld zu ergehen nur eine Pflichtübung war. Ebenso ließ man auch Lastkraftwagen passieren, die der unabdingbaren Versorgung der Bevölkerung dienten. Hier und dort versuchten einige Evakuierte auf die andere Rheinseite zu gelangen, um sich über das eventuelle Ausmaß der Schäden an ihrer Heimstatt zu informieren und auszuloten, ob eine Möglichkeit der Rückkehr gegeben sei. Zumeist kamen sie enttäuscht zurück, denn die Schäden hatten doch ein größeres Ausmaß, als sie gedacht hatten. So floss die Zeit dahin, und immer noch stellten sich für viele Menschen die bangen Fragen nach dem Ergehen der Angehörigen und Soldaten. Bei letzteren wäre schon die Gewissheit, dass sie sich in Gefangenschaft befänden, ein großer Hoffnungsschimmer gewesen, sie über kurz oder lang in die Arme schließen zu können.

Die erste Telefonverbindung.

Manche Ungewissheit sollte ein Ende haben, als endlich die sehnlichst erwartete erste und für lange Zeit einzige Telefonverbindung in der Poststelle zustande kam. Nun endlich hatte der eine oder andere das Glück, hier oder dort mit einem Angehörigen in Verbindung zu treten, wenn oft auch mit stundenlangem Warten, bis eine Leitung frei war. Hier muss einmal die damalige Posthalterin lobend herausgestellt werden ob ihrer großen Hilfsbereitschaft. Sie stellte sich tags und in Notfällen auch nachts zur Verfügung, hartnäckig, wenn es darum ging, wichtige Verbindungen bis zum Erfolg herzustellen. Einen Selbstwählverkehr gab es zu dieser Zeit natürlich noch nicht. Schnellstens und gerne gab sie Benachrichtigungen weiter, besonders dann, wenn es sich um ein Lebenszeichen von einem Angehörigen handelte. Es ist ihr aber sehr schwer gefallen, wenn sie eine Todesnachricht zu überbringen hatte. Alle Bewohner nahmen tiefempfunden Anteil am Schicksal der betroffenen Familien, deren Schmerz um den unersätzlichen Verlust nicht zu ermessen war.

Der Krieg ist zu Ende.

Erste Medienblätter, (ähnlich großformatiger Flugblätter) aus denen sich später eine vierseitige Zeitung entwickelte, kamen in Umlauf, die nicht nur allgemeine Anordnungen und Bekanntmachungen enthielten, sondern auch aktuelle Meldungen und das weitere Kampfgeschehen, was die Menschen interessierte. Bis dahin gab es nämlich sehr wenig konkrete Berichte über den Vormarsch der Amerikaner und die besetzten Ge-

biete. Auf diesem Wege nahm man auch zur Kenntnis, dass am 8. Mai die Kapitulationsurkunde untezeichnet worden war, und damit der unsinnige und leidbringende Krieg endlich zu Ende war.

Zu Ende waren aber nicht die Notzeiten, die allen Menschen noch bevorstanden. Die Versorgungslage hatte sich bis dato noch in keiner Weise verbessert, wo doch alle gehofft hatten, dass es gelegentlich zu einer, wenn auch mäßigen Aufbesserung kommen würde. Im Gegenteil, da sollten sich noch ungeheure Schwierigkeiten auftun. Es sollte sich erweisen, dass die ersten Jahre nach Kriegsschluss noch entbehrungsreicher sein würden, wie sie ohnehin während der Kriegszeit waren. Wo immer etwas zur Verteilung kam, bildeten sich Menschenschlangen, in die man sich geduldig einzuordnen hatte. Sie gehörten noch lange, lange Zeit zum Straßenbild.

Inzwischen hatte der Frühling seinen Einzug gehalten. Ausnahmslos alle waren in Emsigkeit tätig, die einen beim Wiederherrichten des zerstörten Heims, die anderen bei der Frühjahrsbestellung ihrer Gärten und Kleinäcker, sofern sie solche besaßen. Diese Arbeit war umso wichtiger, damit man im Verlauf des Sommers auf Frischgemüse und Frühkartoffel zugreifen konnte. Im Herbst hoffte man eine gute Ernte verzeichnen zu dürfen. Vor allen Dingen Getreide und Kartoffeln waren die Grundlage der Ernährung. Brot war allerdings noch lange mit Maismehl gestreckt. Aber beim Hunger zählte es nicht, ob es reines Weizen-Roggen oder Maisbrot war, Hauptsache man wurde satt. So auch mit Kartoffeln, deren pro Kopfverbrauch damals im Jahr bei 4 - 5 Zentnern lag.

Es gab hier oder dort auch Arbeitsstellen bei anlaufenden Betrieben. Schließlich mussten sie wieder aufgebaut werden. Anfänglich hergestellte Produkte brachten im Kompensationsgeschäft den Belegschaftsmitgliedern zusätzliche Nahrungsmittel. Das Didierwerk stellte z. B. statt feuerfeste, normale Bausteine her, die von der Nahrungsmittelindustrie dringlichst benötigt wurden, denn die in Gang zu bringen, war wohl das wichtigste.

In der Landwirtschaft waren Hilfskräfte gefordert, einerseits weil Familienmitglieder noch nicht aus dem Krieg zurück waren, und andererseits, weil nunmehr die ehemaligen polnischen Gefangenen und Deportierten fehlten. Vornehmlich Bewohner, die keinen Garten und keinen Kleinacker besaßen, boten sich gerne an. Neben dem zwar kargen Lohn gab es zumeist auch sättigende Mahlzeiten und was noch wichtiger war, gelegentlich auch noch ein kleines Mitbringsel für zu Hause.

Viele Evakuierte, die in den Kriegsjahren ausgebombt waren und vor den permanenten Luftangriffen geflüchtet waren, hatten in den Siebengebirgsorten bei Verwandten, Bekannten oder aber auch bis dahin ihnen Unbekannten Notunterkünfte gefunden. Nun aber machten sie Anstalten, wieder nach Hause zurückzukehren. Ungeachtet dessen, was auf sie zukam, begaben sie sich auf den Weg. Das Heimweh trieb sie zurück und so kam es, dass manche zu Fuß nach Köln gingen, so, wie es in dem jedermann bekannten Lied gesungen wird. Andere wieder aber zogen es vor, das Zurück so lange hinauszuschieben, bis sie die Gewissheit hatten, in der angestammten Heimat wieder ein Dach über dem Kopf zu finden.

Und wieder gab es ehemalige Evakuierte, die es vorzogen, für immer im Siebengebirge wohnen zu bleiben, in der Hoffnung, bald hier eine eigene Wohnung zu finden, denn bei Bombenangriffen hatten sie ohnehin ihr gesamtes Hab und Gut verloren und nur das gerettet, was sie in einem Notköfferchen mit in den Luftschutzkeller genommen hatten. Das war außer wichtigen Papieren und nur das, was sie auf dem Leib trugen, im Regelfalle bitter wenig.

Hin und wieder gab es in der fortschreitenden Zeit auch etwas Erfreuliches, besonders dann, wenn ein Soldat unerwartet heimkehrte. Es waren zunächst solche, die nicht den Weg in die Gefangenschaft angetreten hatten, weil sie sich irgendwie als Zivilisten durchgeschmuggelt hatten.

Auf langen, manchmal mehreren hundert Kilometer langen Fußmärschen hatten sie sich durchgeschlagen und erreichten so schließlich die ersehnte Heimat, in der sie die Angehörigen unbeschadet wiederzusehen hofften. Sie wurden jeweils von der Bevölkerung mit Freude aufgenommen und mit einem kleinen Geschenk in Form von etwas Essbarem, was man sich selbst abzog, bedacht. Auf dem kräftezehrenden Marsch nach Hause hatte es nicht allzuviel gegeben. Kein Wunder also, dass sie abgemagert ankamen.

Der Sommer verlief in dem mittlerweile schon zur Gewohnheit gewordenen Zustand, ohne dass sich allzuviel und Gravierendes veränderte. Anfang Juli gab es jedoch einen wirklichen Lichtblick. Denn nachdem in zeitraubender Arbeit die im Krieg zerschossenen Leitungen wieder notdürftig geflickt worden waren, floss endlich

der elektrische Strom wieder und nur mit dem Dreh am Schalter hatte man wieder das so lange ersehnte Licht. Und nicht nur das, man konnte auch wieder Radio hören, vor allen Dingen das Wichtigste über Meldungen vernehmen.

Und da dem Sommer der Herbst folgte, hieß es nun bei der bevorstehenden Ernte feste zuzugreifen. Es schien, dass sie für die Menschen nie so wertvoll war, wie nun zum Ende des Krieges. Der Ertrag hielt sich zwar noch im Rahmen, weil man das Wachstum wegen des fehlenden Kunstdüngers nicht beeinflussen konnte. In jedem Falle aber war man nun doch ein wenig optimistischer, nachdem die Ernte eingebracht war.

Nur die städtische Bevölkerung war sehr zu bedauern, denn sie zog hungernd durch die Orte und über die Felder. Sie gruben mit ihren Kindern die bereits abgeernteten Äcker um, auf denen sie noch einige wenige Kleinstkartoffeln oder beschädigte, die liegen geblieben waren, zu finden hofften. So wurde ein Acker oftmals und von immer neuen Gruppen durchsucht. Ebenso war es bei abgeernteten Getreidefeldern, wo man nach ganzen Ähren oder Resten suchte, die vom Halm abgebrochen waren, aufsammelte, und in kleine Bündel band. In diesen Zeiten blieb kein vom Baum gefallener Apfel, keine Birne oder sonstiges Obst liegen. Selbst die noch im ersten Weltkrieg nicht in gutem Ruf stehenden Steckrüben gehörten wieder zum Ernährungsprogramm. Auch die scheinbar nutzlosen Brennesseln sammelte man emsig ein, denn von ihren Blättern wurden anstelle von Spinat mit Kartoffeln ein nahrhaftes und sättigendes Mahl zubereitet.

Hamstern und Kompensieren.

Der Krieg war zwar zu Ende, aber es sollten noch harte Jahre, unbarmherzige Jahre folgen.

Wer von der älteren Generation erinnert sich nicht der vielen Städter, die in der erbarmungslosen Zeit von Hunger getrieben von Haus zu Haus zogen, um einige Kartoffeln, ein wenig Obst oder im Glücksfalle ein Ei, etwas Mehl oder Gemüse zu ergattern hofften. Etwas Butter oder Speck wäre schon das große Los gewesen. Sie boten ihre Zigarettenration an und auch sonst nützliche Dinge, auf die sie im Anblick der hungernden Kinder verzichteten. Manchmal sogar auf lieb gewordenen Schmuck, oft das letzte Andenken an einen verstorbenen Angehörigen, den sie über die Zeit und den Krieg gerettet hatten und nur schweren Herzens weggaben.

Wer denkt nicht an die Zeit der Hamsterfahrten zurück, in der die Menschen auf den Trittbrettern wie Trauben an den fahrenden Zügen hingen, um in Kartoffelgegenden, wie Mayen/Eifel und sogar bis im weiten Oldenburg, einen Zentner Kartoffel zu ergattern. Stehende Güterzüge wurden abgepasst, um sich mit etwas schwarzem Hausbrand einzudecken. Man nannte das „Fringsen", nachdem der damalige Kölner Kardinal Frings nichts gegen dieses "Stehlen" einzuwenden hatte und dieses auch nicht als "Sünde" bewertete.

Es begann die Zeit der Zigaretten- und Butterwährung, denn die Mark zählte nicht viel mehr. Vieles rechnete sich nur noch nach dem Wert dieser Artikel.

Sehr begehrt waren auch Kaffeebohnen, die gebrannt oder ungebrannt sehr wertvoll waren und nicht alleine dem Eigenverbrauch dienten, sondern auch als Tauschobjekt. Den Rohkaffee brannte man in einem gußeisernen Bratkessel, bestenfalls jedoch in einem kleinen Brenngerät, was man sich, natürlich gegen Naturalien, von irgend einem Klempner oder Schlosser herstellen ließ.

Ortsansässigen gegenüber verhielten sich manche Bauern sehr verschlossen, sicherlich eine Hemmschwelle, sich beim Kompensieren (Tausch, Ware gegen Ware) keine Blöße zu geben. Das traf die Personen besonders hart, die weder Garten noch Kleinvieh hatten. Vor allen Dingen aber die Evakuierten, die so gut wie nichts besaßen. Daher musste sich selbst die Landbevölkerung auf Hamstertouren begeben, vornehmlich in das naheliegende französische Besatzungsgebiet, dessen Grenzen, (die heutige von Rheinland-Pfalz), scharf bewacht wurden, die nur auf Schleichwegen zum umgehen waren, um in der Zone Ergattertes heil nach Hause bringen zu können.

Wer von den Älteren erinnert sich noch an die Buchekkernzeit. In Friedenszeiten nicht beachtet, vermoderten sie unter den Buchen. Nunmehr sollten sie sich aber als wertvoller Rohstoff erweisen. Tagelang mit oft schmerzhaft gebeugtem Rücken und klammen Fingern wurden sie in mühevoller Arbeit aufgelesen. Hier oder dort gab es kleine Ölmühlen, die gegen eine gewisse Menge Eckern ein entsprechendes Quantum Öl aushändigten, das ein willkommener Zusatz für die Küche war.

Verbotenes Schnapsbrennen betrachtete man nicht als

ein Vergehen gegen das Gesetz, sondern als Kavaliersdelikt zur Selbsterhaltung. So wurde also diese Tätigkeit nicht nur in einzelnen, sondern in vielen Haus-halten ausgeübt.

Als Rohstoff diente das im Herbst aufgelesene Fallobst oder aber auch das reife vom Baum geschüttelte. Hier waren es besonders die Zwetschen. Ebenso Zuckerrüben, aus denen man den "Knolli Brandy" herstellte. Noch wohlschmeckenderen Schnaps stellte man aus Kornschrot und im günstigsten Falle aus Rübenkraut her, sofern man einen Eimer voll ergattern konnte. Das Wichtigste jedoch war die Hefe, ohne die, außer bei Obst, keine Gärung zustande kam und die man sich wieder über Kompensationsgeschäfte besorgte.

Zum Brennen benutzte man umfunktionierte Wasch- oder Einweckkessel, die man wegen eventueller Kontrollen schnell und unkompliziert mit wenigen Handgriffen wieder in den Urstand zurückversetzen konnte. Selbst Thermoskessel der Wehrmacht wurden zu Brenngeräten umfunktioniert. Ausgebaute Benzinleitungen aus den von deutschen Truppen zurückgelassenen Autos dienten der wichtigen Funktion als Kühlschlangen. Gebrannt wurde ausschließlich in den späten Abendstunden oder sogar zur Nachtzeit. Und unter Nachbarn gab es dabei manch eine gemütliche Plauderstunde, wobei natürlich das Eigenerzeugnis auch verkostet wurde.

Man brauchte mitunter keinen allzu guten Riecher zu haben, um beim Gang zu Nachbarn oder Freunden den Brennort festzustellen. Schnaps war nicht nur als ein willkommener Feierabendtrunk gedacht, sondern mehr noch als Kompensationsartikel, der immer für irgend-

welche benötigten Gebrauchsgegenstände gerne in Zahlung genommen wurde.

Im Herbst aber sollte eine weitere Sorge aufkommen. Es ging um die Versorgung mit Hausbrand für den ersten Nachkriegswinter. Man war sich bewusst, dass es den ach so bequemen schwarzen Brand kaum geben würde. Ergo mußte Holz her und das gab der naheliegende Wald in reichem Maße her. Das Verbot gegen das wilde Abholzen wollte man keinesfalls gelten lassen. In der Notzeit galten andere Gesetze und so schulterte man skrupellos Sägen und Äxte, und zog los, um sich mit dem notwendigen Holz für den Winter einzudecken.

Durch den Beschuss waren immense Bestände von Bäumen zerfetzt. Selbstverständlich fällte man diese und nicht unbeschädigte und heile Buchen. Nach dem Fällen zersägte und spaltete man den Baum zu einem Klafter, das man entweder mit einem Handwagen oder im günstigsten Falle mit einem Karren oder Leiterwagen durch einen Bauer nach Hause schaffte. Die ofengerechte Zerstückelung blieb den Herbstnachmittagen oder den frühen Winterabenden vorbehalten.

Nun aber fehlten zum Feierabend der Tabak für die Pfeife oder die Zigaretten. An Zuteilung war nicht zu denken und es gab so gut wie keine Tabakwaren. Wenn unter der Hand hier oder dort welche angeboten wurden, dann nur wieder einmal über Tausch oder zum Stückpreis von 5,00 bis 10,00 Reichsmark.

Irgendwie gab es Leute, für die sich auf Umwegen eine Verbindung aufgetan hatte, an deutsche oder amerikanische Zigaretten zu kommen und die diese heißbegehrte

Ware feilhielten. Ansonsten zog man die Tabakpflanzen im eigenen Garten. Im Herbst geerntet, wurden erst die großen Blätter luftgetrocknet, dann fermentiert, und schließlich zu Pfeifen- oder Zigarettentabak geschnitten. Jeder Selbsterzeuger war stolz auf sein Erzeugnis, das wie er meinte, das beste sei.

Durch die Vorsorge, die viele getroffen hatten, überstand man zwar den Winter 1945/46, aber es mangelte mehr denn je an allem Notwendigen. Bekleidung und Schuhe gab es nur auf Bezugscheine und um einen solchen zu bekommen, musste man Antrag nach Antrag stellen und auf Glück hoffen. Die Devise hieß: „Aus Alt mach Neu“. Nur hatte nicht jeder so viel Altvorräte, dass er Neues davon machen konnte.

Ab dem Sommer 1946 gab es einen neuen Treck und zwar der von vielen Flüchtlingen, die von Russen und Polen aus ihrer angestammten Heimat vertrieben wurden. Alles was sie retten konnten war das, was sie auf dem Leib trugen und in Koffer und Kartons für sich und ihre Kinder tragen konnten. Sie alle standen tief bedrückt auf der Straße und erhofften Aufnahme in irgend einem Haus.Nur unter Schwierigkeiten waren die armen Menschen unterzubringen, da man ja selbst ohnehin beengt wohnte.

Schließlich fanden sie am Ende doch noch eine Notunterkunft, so bescheiden sie auch war. Sie freuten sich, dass sie zumindest wieder ein Dach über dem Kopf hatten. Mit unbeugsamen Arbeitswillen und anerkennendem Fleiß schafften sie es, mit der Zeit eine vernüftige Wohnung zu beziehen.

So standen den Menschen noch zwei Jahre in Bitterkeit und Not bevor, bis sich dann endlich mit dem Tag der Währungsreform am 20. Juni 1948 alles ändern sollte. Ein Tag zuvor erfolgte die Bekanntmachung, dass in der eigens im Jägerhof eingerichteten Zahlstelle 40 Reichsmark Altgeld gegen 40 Deutsche Mark (neue Währung) pro Kopf zur Auszahlung gelangten. Die alten Geldscheine hatten sowieso nur noch Wert für Dinge, gehabt, die es auf Lebensmittelkarten und Bezugscheine zu kaufen gab. Für alles andere zählten sie nahezu nur im Zusammenhang mit Naturalien. Mit 40 DM, und einer späteren Auszahlung von 20 DM nunmehr fester Valuta pro Kopf der Bevölkerung startete man in eine neue Zeit. Schon am Tag nach dem Währungsstichtag sah man mit Erstaunen in den Schaufenstern manche Gebrauchsgegenstände ausgestellt, die man seit Jahren im freien Handel weder gesehen hatte, noch kaufen konnte und die nur mit Kompensieren zu erwerben waren.

Damit war die Kriegsaera noch nicht endgültig bewältigt, denn Nahrungsmittel waren zum Teil immer noch rationalisiert und nur auf die ach so gehasste Lebensmittelkarten zu kaufen. Erst im Mai 1950 wurden sie schließlich abgeschafft. So war dann endlich die Aera des 2. Weltkriegs passé. Was aus den 40,- DM plus 20,- DM geworden ist, darf man heute Wohlstand nennen, der aber nicht mit einer 38-Stundenwoche, sondern mit einer 60-Wochenstunden Arbeitszeit geschaffen wurde, nicht zu rechnen die Feierabendarbeit in Feld und Garten und dem Wiederaufbau des eigenen Heims. Äußerster Fleiß, Sparsamkeit und Bescheidenheit waren der Grundstock für die Zukunft. Der Krieg hatte vielen Menschen großes Leid gebracht, denn mit dem Sterben vieler Millionen Menschen wurden in fast jeder Familie nicht auszu-

füllende Lücken gerissen. Möge Gott es wollen, dass diese und die nachfolgenden Generationen vor einem solch verderbenbringenden Krieg bewahrt bleiben.

Den unsinnig angezettelten zweiten Weltkrieg mussten die nachfolgenden Mitbürger mit dem Leben bezahlen.

Gefallene:

Ernst Assenmacher + Josef Eich + Georg Henseler + Wilhelm Keppler + Mathias Klein + Peter Kurscheid +Franz Lehmacher + Heinz Müllenholz + Peter Witt + Fritz Brenner + Hans Eich + Karl Kessler + Mathias Lichtenberg + Peter Moll + Paul Sains + Josef Thomas + Willi Himstedt + Hans Walter Kessler + Franz Kurscheid + Andreas Lehmacher + Andreas Mehren + Johann Otto + Nikolaus Quardt + Adam Rech + Peter Werdein + Heinrich Gödt + Josef Lichtenberg + Johann Losem + Christian Mehren + Christian Nietzer + Dr. Ludwig Quabeck + Josef Schild + Julius Wallau + Hans Weber + Bernhard Willmeroth + Jakob Hochappel +.

Vermisste:

Josef Bungarz + Heinrich Bunzel + Johannes Gatzweiler + Johann Güls + Fritz Klein + Eduard Lichtenberg + Michael Limbach + Ernst Mehren + Heinrich Mehren + Hermann Josef Minten + Paul Müller + Johann Münz + Johann Öhm + Engelbert Schwermer + Robert Steiner +.

Am Kriegsleiden starb: Engelbert Müller +.

Bei Luftangriffen starben

Ferdinand Esser + Margarete Fuchs geb. Heinen + Lambert Hamacher + Heinrich Henseler + Anna Mehren geb. Mehren +Peter Müller + Bruno Olbrück + Margarete van Tegelen geb. Münz +.

Ihnen allen soll ein stets ehrendes Gedenken bewahrt bleiben.